Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Der Arbeitsmarkt“ vierteljährlich 80 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6967) pro Vierteljahr M. 2,75. Unter Streifband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1796.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden.“

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei unverändert häufiger Wiederholung eines Inserates entsprechender Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 10 Pf. pro Zeile, welche bis spätestens Dienstag 10 Uhr früh in der Expedition eingegangen sein müssen und sich nur lohnend zu begleichen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8–10 abends bis 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1796.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 197. | Dresden, Mittwoch den 27. August 1902. | 13. Jahrg.

Vom Kulturkampf in Frankreich.

Wenn man die üble Wirkung der pfäffischen Vorherrschaft auf das französische Volk so recht an einem schlagenden Beispiele studieren will, dann muß man sich einmal in der Bretagne und der Vendée, den Hochburgen der klerikalen Reaktion, unter dem Schuster- und Bauernvolke umsehen. Der Kulturzustand dieser französischen Landstriche ist entsetzlich; im nordwestlichen Frankreich, wo die Pfaffen noch ganz unumschränkt herrschen, zählt man allein so viele Analphabeten wie im ganzen übrigen Lande zusammengenommen — und auch dort sind sie bekanntlich zahlreich genug. Ein fürchterlicher Stumpfsinn, dessen Finsternis nur hie und da von den lodernden Ausbrüchen eines wahnwitzigen Fanatismus durchbrochen wird, lastet auf den Menschen; sie sind Spielbälle in der Hand der Priester, deren Worte für sie Wahrheiten letzter Instanz sind. So wie uns Maupassant und Mirbeau mit unerbittlicher Wahrheitsliebe die Bauern und Fischer jener Gegenden geschildert haben, so sind sie. Im ganzen genommen: Halbtiere.

Deshalb haben auch gewiß die Leute Recht, die in der Zurückdrängung und endlichen Ueberwindung des Klerikalismus in Frankreich eine Vorbedingung ruhiger Kulturentwickelung sehen. Die Vendéer und Bretonen sind die schlimmsten Pfaffenknechte, aber sie sind nicht die einzigen; es giebt ihrer überall, in allen Gegenden, in allen sozialen Schichten. Jaurès zeichnet die Situation durchaus richtig in folgenden Zeilen: „In allen politischen und sozialen Krisen Frankreichs seit 1789 sind die klerikalen Reaktionäre auf der Seite der Gegen-Revolutionäre gestanden; sie haben alles versucht, um die Demokratie zu erdrücken, heimtückisch oder gewaltthätig die freie Forschung und die Republik zu vernichten. Das ist keine historische Zufälligkeit; es ist eine logische Notwendigkeit, das Ergebnis einer beständig nach rückwärts gerichteten Aktion. Die Mitschuld am Verrat des Königs und des Hofes, das Einverständnis mit den schlimmsten Exzessen und Gewaltthaten der Restauration, die Unterstützung der Aufstände unter Louis Philippe, der scheußliche Verrat an der Republik von 1848, der Zynismus des Gesetzes Fallour, die Verherrlichung des Staatsstreichs, endlich unter der dritten Republik die fortwährenden Versuche monarchischer und cäsaristischer Staatsstreiche, am 24. Mai, am 16. Mai, mit dem Boulangismus, mit dem Nationalismus: das ist eine lange logische Kette, in der sich geschichtlich die in Mönchsform organisierte Gegen-Revolution offenbart.“

Wird demnach ein Kampf gegen die klerikale Reaktion immer die aufrichtigen Sympathien des revolutionären Proletariats haben, so fragt sich doch, ob angebracht sei, daß das Proletariat in dem Kampfe, wie er jetzt in Frankreich tobt, mit besonderem Eifer und unter Zurückstellung anderer Aufgaben in erster Linie der Schlachtordnung mitkämpfen soll. Bei der Beurteilung des „Kulturkampfes“ in Frankreich darf man eins nicht übersehen: das Gesetz über die Kongregationen (geistlichen Orden) untersagt keineswegs prinzipiell die klerikale Schulleitung; alle nicht von Kongregationen abhängigen klerikalen Schulen, die um nichts weniger pfäffisch sind, und ebenso alle von Kongregationen geleiteten, die sich einen Erlaubnisschein der Staatsbehörde ausgewirkt haben, bleiben völlig ungeschoren. Die Dekrete des Ministeriums Combes richten sich nur gegen jene von organisierten Pfaffen oder Nonnen geleiteten Schulen, die sich weigern, die staatliche Erlaubnis zum Weiterbestehen einzuholen.

Es ist der Fluch des Bürgertums, daß es in allen Werken des Fortschritts nur halbe Arbeit leistet. Viel Geschrei und wenig Wolle ist auch die Losung des französischen „Kulturkampfes“: er ist wahrhaftig nicht geeignet, den klerikalen viel Abbruch zu thun, denn die Dunkelmänner haben nach wie vor die Gelegenheit und die Macht, die Bildung eines ganz erheblichen Teiles der französischen Bevölkerung nach ihren Rezepten zu gestalten. Wie arg der soziale Bankerott der Bourgeoisie ist, mag man daraus ersehen, daß die Regierung nicht wagen darf, die von Orden geleiteten Wohlthätigkeitsanstalten und Spitäler zu schließen, obschon diese gar nicht daran denken, die Erlaubnis der Behörde zur Weiterexistenz einzuholen und somit das Gesetz geradezu verhöhnen. Und warum die Passivität der Staatsgewalt? Die französische Bourgeoisie hat noch kein geordnetes staatliches Fürsorgewesen, hat noch keine weltlichen Spitäler in genügender Anzahl zu schaffen vermocht! Was ist das aber für ein Zustand, daß man mit großem Applomb den Klerikalismus zu bekämpfen anzieht und ihn mit dröhnenden Phrasen täglich einige dutzendmal erschlägt, und dann — genötigt ist, seine Wohlthätigkeitsanstalten zu benutzen!

Wenn auch, wie wir wiederholen, jeder ernsthafte Kampf gegen pfäffische Reaktion und klerikale Volksverdummung, gegen fanatischen Gewissenszwang und überweltliche Einmischungspolitik die echtesten Sympathien des Proletariats hat, so dürfen deshalb die Bedenken bei diesem bürgerlich-waschlappigen Sonderfall nicht verschwiegen werden. Genosse Briand führt in einer französischen Parteizeitschrift mit Recht aus, daß die Bourgeoisie die Pfaffenhatz gerne gebrauche, um das Proletariat von wichtigeren Aufgaben abzulenken und, natürlich nur vorübergehend, auf falsche Bahnen zu drängen. Die beste antiklerikale Politik ist und bleibt eine tiefgreifende und konsequent durchgeführte soziale Politik. Daß dazu aber die Bourgeoisie weder fähig noch gewillt ist, daß dies vielmehr die ureigenste Aufgabe des kämpfenden Proletariats ist, das bedarf keines Beweises. Der Klerikalismus ist der Feind des Proletariats, weil der Feind jedes Fortschritts; aber er steckt heute im Bollwerk des Kapitalismus. Und darum ist der Kampf gegen den Kapitalismus in der That der beste Kampf für die Kultur.

Eine „Erklärung“ der Firma Siemens.

Endlich läßt die Firma Siemens etwas von sich hören, nachdem sie bisher in der Selbsterkenntnis, daß das von unserer Zeitung Behauptete sich nicht widerlegen läßt, den besseren Teil der Tapferkeit gewählt hatte. Die öffentliche Protestversammlung hat sie endlich aus ihrer erkünstelten Ruhe aufgescheucht. Sie wendet das Mittel an, das so oft von Unternehmern angewandt wird, wenn schwere Anklagen erhoben werden: Sie sucht nicht die Unrichtigkeit der von Arbeiterseite aufgestellten Behauptungen nachzuweisen, sondern stellt ganz allgemeine Behauptungen auf, nachdem wir ganz bestimmte Fälle angeführt. Die Firma läßt sich's etwas kosten und veröffentlicht in den bürgerlichen Zeitungen ein großes Inserat, das wir vollinhaltlich abdrucken, **denn jeder Satz in diesem Verlegenheitsprodukt beweist das von uns Behauptete.** Man höre:

Erklärung.

Die Sächsische Arbeiter-Zeitung hat in letzter Zeit fortgesetzt Artikel der verschiedensten Art über unsere hiesige Fabrik und deren Einrichtungen gebracht, aus denen unzweifelhaft zu erkennen war, daß man sich bemühte, die öffentliche Meinung gegen unsere Fabrik einzunehmen. Wir haben es bisher für richtig gehalten, dies zu ignorieren. Nachdem jedoch in Nr. 191 des genannten Blattes vom 20. August von angeblich ganz ungeheuerlichen Zuständen in unserer Fabrik die langen und breiten gesprochen und durch öffentlichen Anschlag zu einer Protestversammlung mit Tagesordnung: „Die kapitalistische Schreckensherrschaft in der Siemensschen Glashütte“, einladen worden ist, sind wir es uns selbst schuldig, zu einem derartigen übergreiflichen Vorgehen Stellung zu nehmen, denn der Unvingewichte wurde bei längerem Schweigen unsererseits zu der Annahme kommen müssen, **daß vielleicht doch wenigstens ein Teil der erwähnten Zustände auf Wahrheit beruhen könnte.**

Der Artikel in Nr. 191 der Sächs. Arbeiter-Zeitung spricht von elender Entlohnung, schlechter Behandlung, Verbot des Versammlungsrechts, Klubbius-Vereins-Unwesen, ungeheuerlicher Mißwirtschaft, Verkommen der Arbeiter trotz unmenschlicher harter Arbeit in Elend und Hunger usw.

Soweit diese schweren Anklagen durch Zahlen nicht zu widerlegen sind, steht sich die eine Behauptung derjenigen der anderen Seite gegenüber, und es muß dem **Unvingewichten** überlassen bleiben, zu erwägen, inwieweit der Ruf unserer Firma geeignet ist, unserer Rechtfertigung Glauben zu schenken.

Unser unausgesetztes Bemühen, durch beste Einrichtungen, durch **Zucht und Ordnung** und durch solche Geschäftsführung unsere Unternehmen rentabel zu erhalten, ist von jeher **nicht allein dem darin angelegten Kapital** zu Gute gekommen, sondern auch unserem Personal, **für dessen Wohlergehen wir von jeher in hervorragender Weise Sorge getragen haben.** Bei einer „unchristlichen Mammonsherrschaft“ würden uns nicht die Mittel zur Verfügung stehen, unseren Arbeitern, wie in den letzten Jahren, einen halben bis vollen Wochenlohn extra als Gratifikation zu gewähren.

Es würde zu weit führen und es widerstreit unseren Ansichten, an dieser Stelle alle zum Wohl der Arbeiter geschaffenen Einrichtungen des Eingehenden Erwähnung zu thun. Wir wollen nur hervorheben, daß die Arbeiter unserer Fabriken durch mehrere **reich dotierte Unterstützungskassen** vor Not bewahrt werden, das durch viele Einrichtungen, z. B. **Gewährung von Weihnachtsgaben an Bedürftige,** Gewährung von Konfirmationsanzügen an Kinder der Arbeiter, Gewährung, Verteilung des Gewinnes aus den Konsumgeschäften usw., den Arbeitern Zuwendungen in so reichem Maße gemacht werden, wie sie sicher nicht überall zu finden sind. In einem Jahre sind für derartige freiwillige Leistungen **M. 63 000** ausgegeben worden.

Sonstige Einrichtungen in unseren Fabriken (Wohnungen, Kantinen, Konsumgeschäfte, **Bibliotheken,** Badeanstalten usw.) sind vielfach als mustergültig bezeichnet worden.

Die ziffernmäßige Widerlegung gegenüber der Behauptung „elender Entlohnung“ geben unsere Lohnlisten. Aus diesen geht nach einem Auszug von sechs Monaten dieses Jahres hervor, daß eine Anzahl der fleißigen und geschickten Glasmacher einen reinen Wochenverdienst von 40–45 M. gehabt hat. Der Durchschnittsverdienst regelmäßig und fleißig arbeitender Glasmacher hält sich auf 31 M. pro Woche.

Ein verheirateter Glasmacher erhält außer dem Lohn eine bare Mietsvergütung von 120–180 M. jährlich und zieht in unseren Häusern eine Miete von durchschnittlich
175 M. für Wohnungen mit 1 Stube, 1–2 Kammern, Küche, Keller
195 „ „ „ „ 2 „ 1–2 „ „ „
Den auf der Fabrik entstehenden Holz können die Glasmacher zu 12 Pf. pro Hektoliter als Feuerungsmaterial kaufen.

Das Blut.

Roman von J. J. David.

(6. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Fünftes Kapitel.

Ein starkes Strömen zieht machtvoll durch die Meere. Das gewaltigste Schiff wird wehrlos von seinem Zuge vertragen, nichts mag sich seiner Wucht entgegenstemmen, das nicht zerschellt davor. Aber ein Senkel, ist er nur tief genug, wird bald dahin kommen, wo die Wasser ruhen; lasse es ein Weniges weiter abrollen, dann gelangt es in das Reich des Gegenstroms. Wer mag entscheiden, was mächtiger sei: Strom oder Gegenstrom? Und ist nicht das, was im Verborgenen waltet, zumeist wirksam vor dem, was den Augen offenbar und in seinen Wirkungen erkenntlich am Tage liegt?

Ein starker Gegenstrom durchzog das Haus der Lohwag. In seinem Wirbeln und Kreisen war Gabis Seele gefangen. Jeder wußte darum, nur Salome ahnte nichts. Nach ihrem Willen und nach ihrem Vorbilde wollte sie ihr Pflegekind bilden; mächtig genug war ihre Persönlichkeit, um beeinflussen zu können. Aber was vortrefflich war an Salome, das verstand Gabi nicht; was schroff und eckig, das that ihr weh. Und das unbändige Blut Therese Wagners, verstärkt durch das eines Vaters, der sich so wenig um sein Kind gekümmert, daß es nicht einmal seinen Namen ahnte, that das Seine: es sperrte sich gegen die unbarmherzige Ordnung des Hauses. Offene Thüren fand Gabi nirgends; nirgends jene Liebe, die sie begriff. So suchte sie dorten Neigung und gewann sie, wo es Salome nimmer vermutet hätte: bei den Dienstleuten des Brauhauses.

Und Salome selbst hatte sie es, ohne es zu ahnen freilich, gelehrt. Denn schlug sie das Kind gleich niemals, so wußte sie andere Strafen, die anfänglich auch wehe genug thaten. Das Mädchen durfte nicht am Herrentische essen; in der Küche, mit den Mägden zusammen, erhielt es sein Mahl. Jene Scham, mit der das einmal Gebrieben erfüllt, die sie keinen Blicken hatte berühren lassen, die verlor sich bald früh genug. Absichtlich legte sie es listig darauf an, daß die Tante ihr: „Du wirst draußen essen“ gebot. Denn es war lustiger draußen; man lachte und schwatzte und war freundlich mit ihr. Die aus Berechnung, denn niemand zweifelte, daß Salome das Kind eigentlich liebe; die aus wirklicher Zuneigung gewonnen durch die Anmut und die plötzlich und unbewußt aufrechende Güte der Kleinen. Insbesondere aber hing die Susanne mit unendlicher Zärtlichkeit an ihr, nach ihrer Art. Zeugnisse dafür verwahrte die alte Weide: unterm Mulm geborgen lag ein Puppchen mit anderen armen Spielsachen, wie sie eben ein Dienstbote in seiner Bedürftigkeit zu spenden vermag, wie sie nur ein ganz liebesarmes Kind erfreuen können. Und Gabriele spielte gerne, und selbst noch in Jahren, da sich sonst ein Mädchen mit der Puppe nicht mehr so recht vergnügt, und mit größerer Innigkeit, als sonst Kinder, wußte sie ihrem Dickchen schon zu thun, es zu hätscheln. Es war fast, als spielte sie es, wie sie selber so gerne gehalten sein wollte.

Wenn es aber nachtete und waren die endlosen Vorlesungen aus der Bibel zu Ende, hatte sie an Ruperts Pferde zum letztenmal den Kienspan gehalten — er hatte das gerne von ihr, und sie nützte mit der kleinen Klugheit des Unterdrückten alles, was ihn irgend in gute Laune bringen konnte — dann harrte sie zur Winterszeit in starker Spannung des Zeichens, das ihr bedeutete, zu Bett zu gehen. Wie in jener ersten Nacht, wie sie dann nach dem letzten Lichtschein, aber ihr graute nicht mehr, wenn er verglomm. Dann verließ sie, nach einer Zeit, die sie an den Schlägen ihres Herzens, maß, ihr Lager; behende und mit unhörbarsten Schritten durchlief sie die Stube. Sie kannte schon jede Diele, die, betreten, knarrte, und wußte sie zu vermeiden. In die Küche führte der andere Ausgang ihres Zimmers; sie mochte es nicht, schien der Mond in den großen Raum. Dann gleißte das Kupfer und das Zinn an den Wänden, der rote Ziegelboden schimmerte dann wie blutübergossen. Noch einen langen, ganz dunklen Gang durch; noch eine Thür, die behutsam geöffnet werden mußte. Dann ein tiefer, erlöster Atemzug: Gabi Wagner, die Nichte und Erbin Salome Lohwags, war in der Gesellschaft, nach der sie sich den ganzen Tag sehnte, in der sie fast nie fehlte, seitdem ihr die Susanne das erstemal den Weg und die Zeit dazu gewiesen hatte.

Der Raum, in den sie trat, war enge, fensterlos und hallenhaft hoch. Jene dumpfe Wärme, die Bauern lieben, wehte darin, denn an ihn stieß die Darre, in der die keimende Gerste in Malz gewandelt wird, in der das Feuer nicht bei Tage, nicht bei Nacht erlöschen darf. Nur durch eine dünne Mauer geschieden, entsendete sie ihren schwülen Odem, ihren starken Geruch in dieses Gelaß. Selbst das Trampeln der Arbeiter vernahm man, wenn sie das Malz wendeten. Ein langer Tisch nahm den größten Teil des Raumes für sich; ein Oellampchen gab dürftiges Licht. Daran saßen auf weißen, fleischlichten Stühlen die Mägde des Brauhauses, spannen an ihrer Aussteuer und raunten dann.

Obenan gebot die Susanne, die Aeltestie; sprach sie, dann horchten alle die frischen, meist plumpen Geschöpfe. Keine aufmerksamer, keine mit angehaltenerem Atem, als die Gabi, und keine blickte ängstiger nach der Thür, wenn sie ging, fühlte sich befreiter, wenn nur ein Knecht oder eine Bursche eintrat, als die zukünftige Gebieterin aller.

Auch hatte sie mehr zu besorgen, als die anderen insgesamt. Was deren als ärgstes bevorstand, das wäre ihr manchmal selbst als ein Glück erschienen. Hätte man sie nur fortgejagt! Aber ihr ahnten Strafen, die sie gar nicht auszudenken vermochte; gerade darum erbangte sie so davor. Und ein gut Gewissen hatte sie nicht, saß sie bei den Mägden und lauschte ihren Gesprächen. Es waren auch nicht die reichen Bilder, die hier von Rupert und Salome entworfen wurden; waren auch nicht danach angelegt, um Liebe zu erwecken. Aber jede Schwäche der beiden ward hier von scharfen Augen — sie gehörten Untergebenen — ins helle Licht gerückt, von frechen Zungen ausgedeutet. Und wenn es Gabi manchmal scheinen wollte, als geschähe ihren Angehörigen denn doch zu viel, dann war immer ein solcher Strom von Mitleiden auf sie eingeflutet, war ihr Los, jeder ihrer geheimen Schmerzen so als Beleg für die Verurteilung der Pflegeeltern herangezogen und ausgenützt worden, daß sie sich wohlig von so viel Teilnahme überzeugen und trösten ließ und sanftmütig. Sie ließ sich gerne

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020827/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG